

Die kulturgeschichtlichen Grundlagen des Volksgesanges in Oesterreich

Autor(en): **Schmidt, Leopold**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires**

Band (Jahr): **45 (1948)**

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-114439>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die kulturgeschichtlichen Grundlagen des Volksgesanges in Oesterreich.

Von Leopold Schmidt, Wien*.

I.

Vor wenig mehr als hundert Jahren, nämlich im Jahre 1843, hat der Syndikus der Stände des Landes ob der Enns, Anton Ritter von Spaun, in einem Aufsatz „Die österreichischen Volksweisen“¹ eine Meinung dargelegt, welche eine vollkommene Neuheit in der Geschichte der Volksliedforschung darstellte. Bis zu Spaun waren seit der Zeit Herders, der Name und Begriff des Volksliedes geschaffen hatte², wohl viele Ansichten über das Wesen des Volksgesanges ausgesprochen worden³. Sie hatten sich aber durchwegs um Definitionen bemüht, welche diese so schwer fassbare und doch immer wieder anziehende Erscheinung von der Persönlichkeit der Schöpfer und Träger der einzelnen Lieder her erfassen sollten. Die Romantik hatte dabei die Gemeinschaft der schaffenden und singenden Menschen in den Vordergrund gestellt, und sie eben unter dem durchaus unklaren Sammelnamen „Volk“ begreiflich machen wollen⁴. Nicht der schöpferische Einzelne, der Dichter und Komponist, der beim individualistischen Kunstlied hervortrat und in ihm seine Persönlichkeit und Eigenart aussprach, konnte als der erste Sänger des Volksliedes gedacht werden; seine Eigenart wies vielmehr auf den namenlosen Menschen in der Gemeinschaft hin. Demgemäss hatte schon Herder von den von ihm gesammelten Liedern als „Stimmen der Völker“ gesprochen, und

* Vortrag, gehalten am 22. März 1948 in der Volkshochschule Linz. Für die Veröffentlichung mit Anmerkungen versehen. — ¹ Zuerst erschienen im Album aus Oesterreich ob der Enns, Linz 1843. Neuherausgegeben von Josef POMMER unter dem Titel: Das österreichische Volkslied. Von weiland Anton Ritter von SPAUN. Mit einem Nachrufe von Adalbert STIFTER (= Flugschriften herausgegeben von dem Deutschen Volksgesang-Vereine in Wien, 1) Wien 1896. — ² Heinrich LOHRE, Von Percy zum Wunderhorn. (= Palaestra, Bd. 22) Berlin 1902. — ³ Julian von PULIKOWSKI, Geschichte des Begriffes Volkslied im musikalischen Schrifttum. Ein Stück deutscher Geistesgeschichte. Heidelberg 1933. — ⁴ Vgl. Paul KLUCKHOHN, Die Idee des Volkes im Schrifttum der deutschen Bewegung von Möser und Herder bis Grimm. (= Literarhistorische Bibliothek, Bd. 13) Berlin 1934.

was nun in den romantischen Jahrzehnten seinen Spuren folgte, fühlte sich denn auch berechtigt, diese Anonymität der Menschen des Volksliedes zum Ausdruck zu bringen. Die beiden ersten Sammler des Volksliedes in Niederösterreich, Franz Tschischka und Julius M. Schottky, gaben daher in ihrer klassischen Sammlung „Oesterreichische Volkslieder mit ihren Singweisen“¹ keine Gewährsleute ihrer Aufzeichnungen an, und umrissen auch die Landschaft ihrer Sammlung nur mit knapp andeutenden Bemerkungen, ohne sich auf Ortsangaben und andere nähere Verdeutlichungen einzulassen.

Dieser frühromantischen Einstellung entsprach es auch, dass man keinerlei Drang verspürte, der historischen Tiefe der Lieder nachzugehen. Man hielt sich im allgemeinen an das Gefühl, dass derartige Gesänge von hohem Alter sein müssten, schrieb sie aber deshalb doch durchaus keiner geschichtlichen Periode zu. Es nimmt daher auch nicht wunder, dass in der wichtigsten Volksliedsammlung der gesamten Romantik, in „Des Knaben Wunderhorn“ Lieder aus den verschiedensten Zeiten durcheinanderstehen². Dabei soll freilich nicht übersehen werden, dass es 1806 ja auch noch keine Literaturwissenschaft gab, welche eine genauere zeitliche Einordnung ermöglicht hätte, dass diese so ganz vom Empfinden getriebenen Bestrebungen eines Arnim, eines Brentano, eben erst am Anfang dieser geisteswissenschaftlichen Disziplin standen.

Wenige Jahrzehnte später hatte sich das wissenschaftsgeschichtliche Bild schon wesentlich geändert. Die Germanistik war binnen dreier Dezennien zu einer bereits hochgeachteten Fachrichtung erwachsen, vor allem durch die meisterhafte Führung der beiden Brüder Grimm. Ihre historische Zucht und Strenge hatte alle anderen Schaffenden auf diesem Gebiet zur Nachfolge herangebildet. Die romantischen Gedanken der Anonymität des schöpferischen Volksgeistes und der Geschichtslosigkeit des Stiles der volkstümlichen Schöpfungen waren zwar nicht überwunden, aber sie waren innerhalb eines wohlfundierten Wissenschaftsgebäudes zu wirkungsvollen Triebkräften geworden, die sowohl eine Personalisierung wie eine Historisierung ohne weiteres ermöglichten. Mit dem ungeheuer

¹ Pesth, 1819. Neuausgabe hg. Friedrich S. KRAUSS (= Der Volksmund, Bd. 1) Leipzig 1906. — ² Neuausgabe von Karl BODE, 2 Bde. Berlin o. J.

angewachsenen Stoff war auch die Erkenntnis gereift, dass hinter den grossen wie den kleinen Dichtungen und Liedern eben auch Menschen gestanden sein mussten, und dass diese wieder nur im Zusammenhang mit ihrer Zeit zu denken sein können¹.

Gerade die Historisierung war in den gleichen Jahrzehnten auf den verschiedensten Forschungsgebieten auch sonst fortgeschritten. Die Landeskunde, die Besiedlungsgeschichte hatte ihre ersten grossen Fortschritte gemacht. Ich erinnere nur an die Namen eines Franz Kurz, eines Chmel für Oberösterreich². Die urkundlich gesicherte Geschichte befand sich also in den besten Händen, und die Ergebnisse ihrer Erforschung blieben nicht ohne Wirkung auf die Erschliessung jener Gebiete, welche es mit zeitlosen, geschichtslosen Dingen zu tun zu haben glaubten. Freilich erschlossen die geschichtlichen Quellen gerade das nicht, was die Erforscher der Landes-eigenart am stärksten suchten: die Volkskultur. Es lag daher sehr nahe, noch unter die Grenze der urkundlich belegbaren Geschichte zurückzugehen, und alle jene Erscheinungen, die die Züge der Dauerhaftigkeit im Volksleben zu tragen schienen, nicht den historisch fassbaren Schichten, sondern den vorgeschichtlichen, den prähistorischen, zuzuschreiben. Die Erforschung der Urgeschichte stak dabei noch ganz in den Anfängen. Am Ende der Biedermeierzeit war noch kein einziger jener grossen Funde gemacht, welche dann, schon zwei Jahrzehnte später, das Geschichtsbild tatsächlich so umwälzend verändern sollten. Man war noch gänzlich auf die doch recht spärlichen Nachrichten der griechisch-römischen Antike angewiesen, und machte sich daher ein vielfach ganz unrichtiges Bild der heimatlichen Kulturverhältnisse in vorgeschichtlicher Zeit. Und dennoch gestaltete schon der Ritter von Koch-Sternfeld ein vor- und frühgeschichtliches Bild der inneren Alpenländer in den Zwanziger- und Dreissigerjahren des 19. Jahrhunderts³, um seine archivalisch erschlossenen Geschichtsgegebenheiten auf eine eigentliche Basis stellen zu können. Andere versuchten es gleichzeitig auf ähnliche Weise. Den

¹ Das wichtigste Beispiel dafür bleibt: Ludwig UHLAND, Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder mit Abhandlungen und Anmerkungen. Neuausgabe von Hermann FISCHER, Stuttgart, 4 Bde. — ² Vgl. Engelbert MÜHLBACHER, Die literarischen Leistungen des Stiftes St. Florian bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. Innsbruck 1905. S. 166 ff. — ³ Vgl. GÖDEKE-GÖTZE, Grundriss zur Geschichte der deutschen Dichtung, Bd. VI, Leipzig 1898. S. 618 ff.

Schritt zur Geistesgeschichte, im besonderen zur geschichtlich vertieften Volksliedforschung aber tat der Ritter von Spaun¹.

Spaun war sich der Neuheit und Eigenart seiner Handlungsweise in mancher Hinsicht wohl bewusst. Hatte er doch einen Ausgangspunkt gewählt, der fast notwendig in diese Richtung führen musste, nämlich die Beobachtung des Volkslebens seiner Zeit, und zwar vor allem des Lebens der Holzknechte im Salzkammergut, und an ihm festgestellt, oder feststellen zu können geglaubt, dass es in seiner ganzen Erscheinungsbreite wesentlich unverändert verlaufe. Er sah dabei wohl in rein romantischer Weise in den von ihm angebotenen Zuständen Spuren „aus der Kindheit der Völker“, aus dem „ursprünglichen Zustand der einfachsten, naturgemässesten Lebensverhältnisse“, jedoch in dem Sinn, dass diese Art des Lebens „über die urkundliche Geschichte hinausreiche“². Was aber innerhalb der urkundlich belegbaren Geschichte keinen Raum mehr zu haben scheint, muss eben der Vorgeschichte angehören, muss dort entstanden sein. Die anderen Romantiker hatten für Sage, Märchen, alte Gebräuche und Lieder „unserer Vorzeit“, wie sich Spaun ausdrückt, dieses Zurückreichen in eine ungeschichtliche, weil vorgeschichtliche Tiefe angenommen. Spaun selbst fand, dass sich die Volksweisen ebensowenig verändert hätten wie die Sagen und Märchen, so dass auch sie in diese ungeschichtlich-vorgeschichtliche Epoche zurückreichen müssten. Was lag in einer Zeit, welche die Vorgeschichte nun tatsächlich schon fast „vor der Geschichte“ greifen zu können glaubte, näher, als die örtlich durch Zeugnisse erwiesene prähistorische Periode als die Ursprungszeit jener Volksweisen anzusehen?

Die Kühnheit des Gedankens, den Spaun damit geäußert hatte, lässt sich für uns heute kaum mehr ermessen, die wir inzwischen das Inbeziehungsetzen sämtlicher Kulturen und Geschichtsperioden haben durchprobieren sehen. Massgebend für den Wert und die Tragfähigkeit des Gedankens ist jedoch heute noch nicht nur diese Kühnheit, sondern vor allem, dass sich Spaun nicht auf diese oder jene Einzelheit stützte, wie

¹ Josef ANGSÜSSER, Anton Ritter von Spaun. Seine Persönlichkeit und seine literarischen Werke. (in: Festschrift zum hundertjährigen Bestand des oberösterreichischen Musealvereins und des Landesmuseums, = Jahrbuch des oberösterreichischen Musealvereines, Bd. 85, Linz 1933. S. 1 ff.). — ² SPAUN, Die österreichischen Volksweisen (Neuausgabe, S. 4).

sie ihm aus dem schon geschilderten Nichtvorhandensein einer eigentlichen urgeschichtlichen Forschung noch gar nicht zu Gebote stehen konnte, sondern dass er seine Intuition aus einer Gesamtansicht ableitete. Spaun stützte sich nämlich auf die antiken Geographen, vor allem auf Strabo, welche zur Zeit des Tiberius die Völker der Alpen beschrieben¹. Dabei finden sich Hauptzüge des alpenländischen Volkslebens, etwa der Almwirtschaft der Noriker und Taurischer so dargestellt, dass die Übereinstimmung mit den rezenten Zuständen ins Auge fallen muss. Die Milchwirtschaft, das Sennerwesen, das sind Dinge, die wir bei den antiken Schriftstellern schon antreffen: Kein Wunder, wenn ein Romantiker wie Spaun sich dieses Almleben durch Jodler und Kuhglockenklang bereichert vorstellte. Diese geradezu selbstverständliche Erweiterung führte aber notwendigerweise dann zu der Ausprägung seiner Theorie, dass eben diese volksmusikalischen Erscheinungen, ja die Volksweisen selbst auf diese vorgeschichtliche Periode zurückgehen müssten.

Spaun hat dabei die Tragweite seines Gedankenganges zumindest in einer Hinsicht noch kaum ermessen können. Ihm mangelten offenbar noch alle stammeskundlichen Kenntnisse; die seit Caspar Zeuss klar durchgeführte Trennung der frühgeschichtlichen Völkerschaften im deutschen Umkreis, besonders die Scheidung zwischen Kelten und Germanen war ihm noch ganz fremd². Spaun glaubte noch, dass Stammesgemeinschaften wie die Noriker und die Taurischer zu den Ahnenvölkern der Deutschen gehört hätten, also gewissermaßen Urgermanen gewesen seien. Die seither gewonnenen Einsichten in die schwierige Bevölkerungsgeschichte gerade der Alpen haben alle derartigen Schlüsse beträchtlich komplizierter gemacht. Den Gedanken jedoch, dass wir mit der Erforschung unserer Volksmusik in die heimische Vorgeschichte zurückgehen können, und dass sich von ihr aus eine weiterlebende Tradition in die geschichtlichen Perioden erhalten habe, den wollen wir hier einmal näher ins Auge fassen.

¹ SPAUN, ebendort, S. 7. Vgl. jetzt bes. Ernst HOWALD und Ernst MEYER, Die römische Schweiz. Texte und Inschriften mit Übersetzung. Zürich, o. J., S. 44 ff. — ² Vgl. Rudolf MUCH, Deutsche Stammeskunde. 3. Aufl. Berlin 1929.

II.

Die Neuaufrollung dieser Frage ist vor allem deshalb notwendig, weil sich seit Spaun eigentlich niemand mehr damit beschäftigt hat, obwohl das Problem nach wie vor durchaus vorhanden ist. Der Weg der Volksliedforschung ist vielmehr nicht in jene Richtung gegangen, die er nach Spaun hätte gehen können, sondern hat sich durch die Germanistik nach Grimm weitgehend beeinflussen lassen. Nicht die Möglichkeit der Herkunft der Volkskulturgüter und damit auch des Volksgesanges aus vorgeschichtlichen Perioden wurde mehr ins Auge gefasst, sondern eher die engere Bindung an historisch genau bekannte Zeiten, soweit man sich überhaupt mit dem Problem der zeitlichen Schichtung beschäftigte. Innerhalb dieser Verengung des Fragenbereiches wurde aber ausserdem nur dem Leben des Volksgesanges im Bereich des Deutschstums Rechnung getragen. Schon deshalb zog man das Zurückgreifen auf Perioden, die nun bereits allgemein als vorgermanisch bekannt waren, nicht mehr in Betracht.

Wenn man dagegen heute den Spaunschen Gedanken aufgreifen wollte, würde dieses Hindernis der Volksliedforschung des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts nicht mehr im Wege stehen. Die neuere Volksliedforschung hat sich ja von der Germanistik weitgehend losgelöst und der Volkskunde angenähert, welche die Gestaltung von Kulturercheinungen auch ausserhalb der muttersprachlichen Gebundenheit erörtert¹. Erscheinungen der Sachkultur wie beispielsweise das Hauswesen, die Siedlungsanlage, die Tracht, der Schmuck, das Gerät, und ähnliche Kulturgüter lassen sich nicht nur innerhalb des deutschen Sprachbereiches bearbeiten. Wenn dies für die Gegenwart selbstverständlich erscheint, in der wir die Fäden nach allen Richtungen deutlich verfolgen können, dann gilt dies begreiflicherweise auch für die Vergangenheit. Züge des bäuerlichen Hausbaues etwa reichen also nicht nur heute über die Grenzen einer Sprachgemeinschaft hinaus, sondern können dies auch schon früher getan haben, ja sie können in ihren frühesten Zeugnissen vielleicht eben bei einem vordeutschen Volkstum gefunden werden².

¹ Zusammenfassende Übersicht: Arthur HABERLANDT, Die volkstümliche Kultur Europas in ihrer geschichtlichen Entwicklung. (in: Illustrierte Völkerkunde, hg. Georg BUSCHAN, Bd. II/2. Europa und seine Randgebiete. Stuttgart 1926, S. 305 ff.) — ² Zu diesen Fragen Adolf HELBOK, Haus und Siedlung im

In den Alpen lassen sich für derartige Erscheinungen ungezählte Beispiele aufweisen. Der Hinweis Spauns auf die alpenländische Berghirtenkultur mit ihrer Milchwirtschaft war also durchaus berechtigt, die Verbindungen führen von der heutigen Almwirtschaft mit deutschen Sennern und Sennerinnen zweifellos in vorgermanische Zeiten zurück¹.

Eine andere Frage ist es aber, ob man von diesen eindrucksvollen Tatsachen Schlüsse auf Kulturerscheinungen ziehen darf, deren Kontinuität uns nicht im gleichen Ausmass oder auch gar nicht bekannt ist. Das heisst, ob man aus gleichen Zügen einer historischen Kultur, die sich als örtlich weiterlebend, weiterwirkend erweisen lassen, auf die Gleichheit der ganzen Kultur schliessen darf, wobei in diese Gleichheit andere wesentliche Erscheinungen eingeschlossen wären, deren Vorhandensein in der zeitlich voranliegenden Epoche nicht beweisbar ist. Das heisst in unserem besonderen Fall, ob man aus der Parallele zur alpenländischen Almweidewirtschaft, zum Sennerwesen, zur Verwendung und Anfertigung von Holzgeräten usw. in vorgeschichtlichen wie in rezenten Perioden schliessen darf, dass es vorgeschichtlich ebensolche Volksweisen, Volkslieder gegeben hat, wie in den uns nahestehenden Zeiten, und ob die tatsächlich vorhandenen dann als die Nachfolger, als die Sprossen aus der gleichen Überlieferung wie jene nicht bezeugten, älteren angesprochen werden können?

Es dürfte nur recht und billig sein, wenn man zur Aufhellung dieses Tatbestandes zunächst zu den handfestesten Mit-

Wandel der Jahrtausende (in: Helbok-Marzell, Deutsches Volkstum, hg. John MEIER, Bd. 6, Berlin 1937, S. 1 ff). — ¹ Die hier vorliegenden Probleme sind wohl seit langem schon erkannt, aber noch immer nicht eingehend genug behandelt, was freilich auch am Mangel von Fundmaterial liegen mag. Vgl. A. KERNER, Die Alpenwirtschaft in Tirol, ihr gegenwärtiger Betrieb und ihre Zukunft (Oesterreichische Revue, Wien 1866, Heft 5 und 7); Hermann WOPFNER, Die Besiedlung unserer Hochgebirgstäler dargestellt an der Siedlungsgeschichte der Brennergegend (Zs. d. Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins, Bd. LI, 1920, S. 25 ff.); Richard PITTIONI, Urzeitliche „Almwirtschaft“ (Mitt. der Geographischen Gesellschaft, Bd. 74, Wien 1931, S. 108 ff.); K. GUTZWILLER, Hirtentum, Alpenwirtschaft und Handelsverkehr über die Alpen in der Pfahlbauzeit. Koblenz 1936; Richard PITTIONI, Urzeitliche „Almwirtschaft“ (Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft, Bd. 81, Wien 1938, S. 196 ff.); Nikolaus GRASS, Von der Nemesalpe (in: Beiträge zur Geschichte und Heimatkunde Tirols, Festschrift zu Ehren Hermann Wopfners, I. Teil, Innsbruck 1947, = Schlern-Schriften, Bd. 52, S. 37 ff.)

teln greift, die uns hierfür überhaupt zu Gebote stehen. Das heisst, wenn man versucht, sich die volksmusikalischen Zustände jener vorgeschichtlichen Perioden Oesterreichs anhand des Fundmaterials zu vergegenwärtigen¹. Man muss dabei ins Auge fassen, dass wir die Musik einer vergangenen Epoche nur soweit uns vollständig vorstellen können, als es musikalische Aufzeichnungen, Notenschriften gibt. Aus den Zeiten ohne derartige Notenschriften können uns höchstens die Zeugnisse der Musikinstrumente einen gewissen Eindruck des Musiklebens vermitteln, soweit sie erhalten oder zumindest im Bild überliefert sind². Zieht man nun in Betracht, dass der bei weitem grösste Teil unseres Instrumentenschatzes aus vergänglichen Stoffen besteht, vor allem aus Holz, aber auch aus Leder, Därmen, Haar und anderen nicht sehr lange haltbaren Stoffen, so ergibt sich ganz von selbst, dass unsere Kenntnis gerade der vorgeschichtlichen Musik immer sehr lückenhaft bleiben muss³. Die vorhandenen Reste müssen aber genügen, um wenigstens einige wesentliche Züge klar herausstellen zu können. Bevor jedoch darauf eingegangen werden kann, nur ein kurzer Hinweis noch auf die sogenannten „natürlichen“ Voraussetzungen jeder Volksmusik. Es könnte sich ja der Gedanke aufdrängen, dass ein gewisses Gleichbleiben der musikalischen Ausdrucksformen in den verschiedenen vorgeschichtlichen und geschichtlichen Perioden einer Landschaft wie der österreichischen gar nicht so sehr mit den musizierenden, singenden und hörenden Menschen zusammenhängen müsse, sondern dass vielmehr die Natur des Landes hier hauptsächlich wirke, und dann selbstverständlich dauernd und Gleiches oder zumindest Ähnliches erzwingend. Zu einem derartigen Ansatz berechtigten zweifellos Beobachtungen, welche sich z. B. auf grundlegende Unterschiede zwischen dem Gesang und der Musikübung von Ebenenbewohnern und von Bergvölkern beziehen. Gewisse Gemeinsamkeiten an volksmusikalischen Zügen bei den verschiedensten Hochgebirgsbewohnern in Europa wie in Asien sind auch unleugbar vorhanden. Besonders der Umfang des Tonmaterials nach der Höhe und

¹ Vgl. besonders Richard PITTIONI, Urgeschichte. Allgemeine Urgeschichte und Urgeschichte Oesterreichs (= Handbuch für den Geschichtslehrer, Ergänzungsband 1) Leipzig und Wien 1937. — ² Vgl. Curt SACHS, Reallexikon der Musikinstrumente. Berlin 1913. — ³ M. EBERT, Reallexikon der Vorgeschichte. Bd. 8, Berlin 1930, S. 359 ff.

Tiefe hin scheint bei den Gebirgsvölkern sehr gross zu sein. Verschieden grosse Tonschritte trennen sogar innerhalb der österreichischen Länder die Gebirgsanteile mit grossen von den Ebenenanteilen mit verhältnismässig kleinen. Die Beobachtung der Echowirkung und die Verwendung des Überschlages in die Kopfstimme dürften gleichfalls naturgegebene Eigenarten des Volksgesanges in den Bergen sein. Allein selbst bei derartigen Erscheinungen lässt sich dies nicht mit absoluter Sicherheit feststellen, weil gerade Dinge wie der Überschlag nicht nur naturgegeben, sondern auch durch Nachahmungstrieb angeregt sein können. Insbesondere hat die Erhöhung des Tones durch Überblasen bei den Blasinstrumenten um bestimmte, immer gleichbleibende Intervalle, die Hornquinten, zu gleichen Versuchen mit der menschlichen Stimme sicherlich angeregt¹. So merkwürdig es auch klingen mag, aber nicht die Stimme hat den Primat bei derartigen Gestaltungen, sondern das Instrument. Gerade die alten Instrumente der Berghirtenkultur, insbesondere die Alphörner, haben formend auf den Volksgesang, und zwar wieder charakteristischerweise in erster Linie auf das Singen der Hirten, der Senner, auf ihr Jodeln eingewirkt. Die Wortlosigkeit des Jodlers ist in vieler Hinsicht nicht Urform des Singens, sondern Nachahmung des Alphornblasens und als solche eben Melodie ohne Wortunterlegung. Diese Ansicht lässt sich durch die Beobachtung der Verwertung von ausgesprochenen Alphornweisen im Jodler ganz deutlich beweisen. Sogar Naturtöne, welche durch die Stimmung des Alphornes bei ihm bedingt sind, wie das musikhistorisch berühmte „Alphorn-fa“ kehren in manchen Jodlern wieder und erweisen so deren Abhängigkeit vom Instrument².

Das Instrument aber, beziehungsweise der ganze Instrumentenschatz der alten Volksmusik hängt nun nur mehr sehr bedingt mit der Naturgegebenheit zusammen. Gewiss, für die Herstellung der Instrumente wurden und werden hauptsächlich bodengebundene Stoffe verwendet, Rinde und Bast ver-

¹ Erich v. HORNOSTEL, Die Entstehung des Jodelns. (Kongressbericht der Internationalen Musikgesellschaft, Basel 1924); Robert LACH, Die Tonkunst in den Alpen (in: Hans LEITMEIER, Die österreichischen Alpen. Wien 1927. S.332 ff.); Max HAAGER, Das Jodlerbuch (= Die deutsche Bergbücherei, Bd. 7) Graz o. J. — ² Karl M. KLIER, Etwas vom Alphorn (Der Bergsteiger, Nr. 8, Mai 1937, S. 526 ff.); Wolfgang SICHARDT, Alpenländische Volksmusik im Lichte musikethnologischer Forschung (Anthropos, Bd. XXXII, 1937, S. 773 ff.).

schiedener Bäume für die Alphörner, Holz einiger besonders geachteter Bäume und Sträucher für die verschiedenen Flötenarten von der Weidenpfeife der Buben im Frühling¹ bis zur Schwegel aus den verschiedenen Fruchthölzern². Man hat aber jederzeit darüber hinausgegriffen, und Stoffe herangezogen, die durchaus nicht nahelagen: beispielsweise die Tritonsmuscheln für Wetterhörner, wie sie vermutlich seit prähistorischer Zeit in manchen Gegenden, unter anderem im Mühlviertel³ und im angrenzenden Böhmerwald⁴ üblich waren. Anderer, im Gegensatz dazu naheliegender Stoffe dagegen hat man sich nicht bedient, oder sie mit der Zeit vergessen: etwa das Schilf der Pansflöte, die in historischer Zeit bei uns jedenfalls keine Rolle spielt.

So ist das Moment der Naturgegebenheit vermutlich doch recht beschränkt. Ein gewisses Lokalkolorit wird die Natur des Landes jeder musikalischen Betätigung immer wieder verleihen. Die eigentliche Formung dagegen erfährt sie durch die sie tragende Gesamtkultur. Wenn ein Volk der Kultur des Jägertums angehört, singt und musiziert es von vornherein anders, als wenn es mit dem Wanderhirtentum zusammenhängt. Der ortsansässige Viehzüchter wieder unterscheidet sich nicht nur in allen gesellschaftlichen, rechtlichen und religiösen, sondern auch in seinen musikalischen Vorstellungen und Äusserungen wesentlich von den rein ackerbautreibenden Gruppen. Diese deutliche Erkenntnis verdankt die moderne Volksliedforschung der Musikethnologie, einem verhältnismässig noch jungen Zweig der kulturhistorischen Ethnologie⁵. Erst mit der Einbeziehung ihrer Erkenntnisse gelangen wir über die ältere, von der Germanistik her bestimmte Volksliedforschung hinaus und können unsere Ergebnisse in den grösseren Zusammenhang der allgemeinen volkskundlich-kulturgeschichtlichen Weltanschauung einordnen.

Auch der musikethnologische Standpunkt wurde wesent-

¹ Karl PAGANINI, Die Herstellung der Weidenpfeifen (Wiener Zeitschrift für Volkskunde, Bd. XXXVIII, 1935, S. 109 ff.); HANNS IN DER GAND, Volkstümliche Musikinstrumente der Schweiz (SAVk 36, 99 ff.). — ² Karl M. KLIER, Neue Anleitung zum Schwegeln. Wien 1931. S. 5. — ³ Alois OELLER, Die Höllmühle (Beiträge zur Landes- und Volkskunde des Mühlviertels, Bd. 6, Schlögl 1928, S. 48 f.); dazu Anton SCHOTT, Randglossen (ebendort, Bd. 10, S. 10 f.). — ⁴ Zeitschrift für österreichische Volkskunde, Bd. II, 1896, S. 127 f., 336 f. — ⁵ Vgl. Werner DANCKERT, Musikwissenschaft und Kulturkreislehre (Anthropos, Bd. XXXII, 1937, S. 1 ff.).

lich durch die Betrachtung der verschiedenen Instrumentengruppen gefunden. Die Scheidung zwischen Gruppen und Völkern, welche zum Tanz hauptsächlich Melodieinstrumente verwenden, — es sind das die Berghirten mit im wesentlichen vaterrechtlichen Kulturzügen — und solchen, die hauptsächlich den Rhythmus benötigen, womöglich untermalt mit dumpfen Trommelschlägen — es sind dies die Ackerbauern mit betont mutterrechtlicher Einstellung — gibt beispielsweise schon einen Hinweis, wohin unsere Instrumente, und damit auch unsere gesamte volksmusikalische Haltung gehört. Eine ganz scharfe Trennung sämtlicher Elemente ist freilich auf europäischem Boden nie möglich, da hier Schichten aller Kulturen sich ständig berührt und überlagert haben. Die österreichischen Länder mit ihrer wirtschaftlichen Vielfalt, mit dem Verwachsensein von Viehzucht und Bodenbau und einem gewissen Einschlag jägerischer Elemente und Gewohnheiten haben daher nie einem jener grossen Kulturkreise ausschliesslich angehört, sondern eher immer aus mehreren ihre Anregungen gewonnen und durch hohe schöpferische Begabung, durch die Gestaltung einer gewaltigen Fülle von Einzelercheinungen, von Liedern, Tänzen und Instrumentalstücken, ihre Selbständigkeit und Eigenart bekundet. Die musikethnologische Beurteilung unseres Volksgesanges kann also nur soweit gehen, dass sie gewisse Grundelemente ihren Zusammenhängen nach aufweist: das Hervortreten der Melodieinstrumente etwa, das Vorhandensein von Signalinstrumenten wie Klappern, Ratschen, Klangbrettern usw., ohne dass diese in einen Zusammenhang mit den Melodieinstrumenten treten würden, die Mehrstimmigkeit in betont harmonischer Führung, einen deutlichen Zug zur gleichmässigen Rhythmisierung, die unter Umständen durch Paschen, Schnalzen und Stampfen markiert werden kann. Das sind fast durchwegs Züge, die man nur einer Berghirtenkultur von vaterrechtlichem Charakter zuschreiben kann, die mit einer Jägerkultur in innigster Berührung steht, und auch Züge ackerbäuerlicher Art angenommen hat¹.

Offen bleibt aber auch bei dieser Art der Betrachtung die Frage, die Spaun schon gestellt hat, nämlich die nach der Kontinuität dieser Erscheinungen. Wenn wir die Grund-

¹ Vgl. Robert LACH, wie Anmerkung 1 auf S. 113; WERDER DANCKERT, Grundriss der Volksliedkunde. Berlin 1939.

elemente unseres Volksgesanges, unserer Volksmusik ethnologisch heute dermassen beurteilen, dann bleibt uns die Frage nach den gleichgelagerten Verhältnissen unserer Vor- und Frühgeschichte noch immer nicht erspart. Wir müssen vielmehr sehen, ob wir für sie gleiche, ähnliche, oder aber verschiedene Züge feststellen können, und ob daher ihre kulturgeschichtlichen Beziehungen mit den heutigen parallelgerichtet anzusehen sind oder nicht. Erst wenn wir diese Frage bejahen oder verneinen, können wir zu Spauns Frage zurückkehren. Sie stellt also für uns heute nur mehr einen Ausschnitt aus der Gesamtproblematik dar.

III.

Da hier letztlich die Frage des kontinuierlichen Zusammenhanges unserer Volkskultur mit der der vorgeschichtlichen Epochen gestellt ist, die Frage, ob die vorgeschichtliche Volkskultur mit der der geschichtlichen Perioden überhaupt zusammenhängt oder nicht, müssen wir uns eine wesentliche Einschränkung auferlegen: wir können unsere Frage nicht auf alle vorgeschichtlichen Perioden ausdehnen, sondern müssen bewusst den grössten Teil, die längste Strecke der Menschheitsgeschichte auf unserem Boden auslassen. Die gesamte ältere Steinzeit scheidet für unsere Fragestellung völlig aus. Es gibt keinen Beweis dafür, dass die in ihr lebenden Menschen irgendeinen Zusammenhang mit den späteren Menschen gehabt hätten¹. Erst die letzten Zeiten der jüngeren Steinzeit kommen als mögliche Anfänge einer kontinuierlichen Dauerbesiedlung in Betracht². Weder ihre Gesamtkultur, noch Einzelzüge daraus sind jedoch bereits dermassen erschlossen, dass wir hier mit unserem Spezialproblem fruchtbar ansetzen könnten. Soweit auf österreichischem Boden für das Neolithikum Musikzeugnisse in Form von Instrumenten gefunden wurden, handelt es sich um Toninstrumente, die als Kinderspielzeug gedient haben dürften, also Tonklappern³. Aus Ton ist auch das einzige Glöckchen, das sich bisher aus der Jungsteinzeit gefunden hat, in Wetzleinsdorf bei Korneuburg⁴. Da

¹ Otto SEEWALD, Beiträge zur Kenntnis der steinzeitlichen Musikinstrumente Europas (= Bücher zur Ur- und Frühgeschichte, Bd. 2) Wien 1934. — ² Dazu sehr instruktiv Richard PITTIONI, Urzeitlicher Siedlungsraum in Oesterreich. Erläuterungen zu vier Karten. Wien 1947. — ³ EBERT, Reallexikon der Vorgeschichte, Bd. 8, S. 359. — ⁴ Naturhistorisches Museum, Wien, Inv. Nr. 56 030.

dieses Glöckchen mit einem Grab der Lengyelkultur gleichzeitig sein dürfte, in dem Muschelschmuck gefunden wurde¹, kann man hier neben der Spielzeugbedeutung vielleicht auch an apotropäische Musikübung denken, also an einen Geräusch- und Klangzauber². Diese wenigen Züge reichen selbstverständlich nicht aus, über den Umfang und die Bedeutung der neolithischen Volksmusik etwas auszusagen. Immerhin könnten die genannten Züge darauf hindeuten, dass es sich hier um eine mutterrechtlich betonte Bauernkultur gehandelt haben dürfte. Andere Züge der Bodenbefunde weisen ja in die gleiche Richtung. Eine stärkere Kontinuität mit der Volksmusik späterer Epochen wird schon deshalb fraglich sein, wenn auch nicht zu leugnen ist, dass gerade das magische Element unserer Volksmusik, die Singweisen der Segen und der Kinderspiellieder, usw. auf Grundzüge einer solchen Kultur hinweisen könnten³. Da aber andererseits gerade die magische Seite unseres Volksglaubens und aller damit verbundenen Teile unserer Kultur jederzeit durch die verschiedensten Strömungen beeinflusst wurde, muss es sich nicht um eine Kontinuität von derartig hoher Altersstellung handeln.

Für die Metallzeiten liegen die Verhältnisse etwas günstiger. Die Bronzezeit, beziehungsweise ihre frühen Epochen, scheint freilich bisher noch fast keine musikalischen Aufschlüsse auf unserem Boden geliefert zu haben. Das ergibt also höchstens das negative Resultat, dass wir in einer Zeit, die im skandinavischen Norden die gewaltigen Luren schuf⁴, keine irgendwie entsprechende Blasmusik besaßen. Auch Hypothesen wie jene berühmten, die aus dem bekannten paarweisen Auftreten der Lurenfunde gezogen wurden⁵, lassen sich daher für uns nicht ziehen, so dass wir über Einstimmigkeit oder Mehrstimmigkeit unseres Volksgesanges in der Bronzezeit völlig im Dunkeln sind. Ebenso fehlt es an grossen Toninstrumenten, wie sie zur gleichen Zeit in Westeuropa vorkommen, an Tontrommeln, Tontrompeten, die ihrerseits wohl schon Nachahmungen von Holz- oder vielleicht auch

¹ Otto SEEWALD, Ein jungsteinzeitlicher Grabfund mit Muschelschmuck bei Emmersdorf an der Donau, N. Oe. (Wiener Prähistorische Zeitschrift, Bd. 29, 1942, S. 10). — ² Vgl. SEEWALD, wie Anmerkung 1 auf S. 116, S. 128 ff. — ³ Vgl. DANCKERT, Grundriss der Volksliedkunde, S. 58 f. — ⁴ EBERT, Reallexikon der Vorgeschichte, Bd. 8. — ⁵ Hermann HOFMEISTER, Germanenkunde. Frankfurt a. M. 1936, S. 66 ff.

von Metallinstrumenten waren¹. Es fehlt auch völlig an Knochenflöten, was besonders bemerkenswert scheint, weil sich hier wenigstens eine negative Kontinuität erweisen lässt: auch späterhin haben Knochenflöten bei uns nie eine Rolle gespielt. Dieser Zug mahnt auch zur Vorsicht, wenn wir das Volksleben der nun folgenden Hallstattzeit etwa mit dem der rezenten Balkanvölker in Beziehung setzen, wie dies für einige Gebiete, etwa für den Hänge- und Klapperschmuck ja geschehen ist². Die Volksmusik der Hallstattzeit und der ganzen Veneto-illyrischen Epoche ist uns im Verhältnis zu der der vorhergehenden vorgeschichtlichen Perioden recht gut bekannt. Wir können sie am ehesten mit der frühen hellenischen Musik parallelisieren: für die Kinder Klappern, Tonklappern in verschiedenen Formen³, mitunter in Vogelform, beispielsweise aus Stillfried⁴. Für den Schmuck, vielleicht auch für das Vieh schon Schellen, und zwar bronzene Rundschellen mit einem freien Klöppelkörper und zahlreichen schmalen längsgestellten Schallschlitzen. Diese Schellen, die sich nur recht vereinzelt, aber anscheinend auf dem ganzen illyrischen Verbreitungsgebiet, in Böhmen⁵ wie in Ungarn⁶ gefunden haben und in einem Stück auch aus dem Hallstätter Gräberfeld⁷ bekannt sind, erinnern an harte Fruchtschalen; vielleicht sind sie einst in deren Nachahmung in Metall gebildet worden. Das Prinzip der Rundschelle ist uns geblieben. Die eigentümliche Form hat nicht einmal in die nächste Periode weitergelebt. — Das gleiche gilt wohl auch für die eigentlichen Musikinstrumente der Zeit, die Syringen oder Pansflöten und die Leyern. Sie sind uns zwar nicht erhalten, aber in der venetischen Situlenkunst wohl bezeugt. Ein ganzes Syringenorchester spielt auf der Situla von Welzelach in Südtirol⁸,

¹ EBERT, ebendort, Bd. VIII, S. 357 ff.; B. TARACENA-AGUIRRE, *Los vasos y las figuras de barro de Numancia* (IPEK, Bd. I, Leipzig 1925, T. 32). — ² Arthur HABERLANDT, wie Anmerkung 1 auf S. 110, S. 566 f. — ³ Moritz HOERNES, *Abbildungen vor- und frühgeschichtlicher Objekte*. Tafel VI a, Fig. 38. — ⁴ Richard PITTIONI, *Oesterreichs Urzeit im Bilde*. Leipzig und Wien 1938. (Tafel 31, Nr. 9). — ⁵ Mathäus MUCH, *Vor- und frühgeschichtliche Denkmäler aus Oesterreich-Ungarn*. Wien 1888. Tafel XXVII, Nr. 7, S. 71. — ⁶ Josef HAMPEL, *A. Bronzkor emlekei magyarhonban. III. Attekintő ismertetes*. Budapest 1896. Tafel CCXXVIII, Fig. 1 und 2. — ⁷ E. v. SACKEN, *Das Gräberfeld von Hallstatt in Oberösterreich und dessen Altertümer*. Wien 1868. Tafel XIII, Nr. 3. — ⁸ Friedrich R. v. WIESER, *Das Grabfeld von Welzelach* (Beiträge zur Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte von Tirol. Innsbruck 1894. S. 261 ff.).

Syringen und Leyern zusammen auf den Situlen von Watsch in Krain¹ und aus der Certosa bei Bologna². Die Leyer allein ist auf der einen berühmten Amphora von Ödenburg zu erkennen, die freilich vielleicht ganz auf griechische Vorbilder zurückgehen mag³.

So geringfügig und ungleichmässig unser Wissen über die offenbar doch recht reich ausgestaltete Musikübung der ersten Metallzeiten noch sein mag, eines ergibt sich aus dem Überblick über ihre Zeugnisse wohl schon mit Sicherheit: den Instrumenten nach muss diese Musik stärker nach dem Süden zu gravitiert haben, zur einstimmigen Tonkunst der frühen Mittelmeervölker. Schwache weiterlebende Verbindungen mögen also viel eher dorthin führen, als in unsere heimischen geschichtlichen Epochen.

Für die erste dieser geschichtlich erhellten Zeiten, die Römerzeit, mag man ein Fortdauern oder Verstärken dieser Bindungen nach dem Süden zu erwarten⁴. Den Zeugnissen nach verhält es sich aber doch anders. Die Musikübung der römischen Herrschicht, gewissermassen der militärisch-städtischen Dauerbesatzung des Landes, blieb selbstverständlich ganz der, an sich ja nicht sehr umfangreichen, römisch-italischen Musik verbunden⁵. Die eigentliche Bevölkerung des Landes, die alte veneto-illyrische Bevölkerung mit der ihr eng verbundenen keltischen Oberschicht auf norischem Gebiet, dürfte damit nicht viel zu tun gehabt, oder eher sogar die Gesamtverhältnisse nach ihrer Veranlagung und Tradition geformt haben. Die Fundverhältnisse gestatten uns freilich kaum, deutlicher diese Verhältnisse zu erschliessen. Klar ersichtlich scheint aber beispielsweise, dass die charakteristischen Instrumente der Hallstattzeit nicht mehr vorkommen. Die Rundschelle mit den schmalen Schlitzten taucht nicht wieder auf, an ihre Stelle treten in dieser Zeit vielmehr kleine Glocken,

¹ MORITZ HOERNES, wie Anmerkung 3 auf S. 118, Tafel IX. — ² HOERNES, ebendort, Tafel VIII. Siehe auch PERICLE DUCATI, *La situla della certosa*. Bologna 1923. — ³ EBERT, *Reallexikon*, Bd. VIII, S. 357; SÁNDOR GALLUS, *Die figuralverzierten Urnen vom Soproner Burgstall* (= *Archaeologia Hungarica*, XIII) Budapest 1934, Tafel XIV. — ⁴ Vgl. allgemein ARNOLD SCHÖBER, *Die Römerzeit in Oesterreich*. Baden bei Wien 1935. — ⁵ Vgl. ERICH SCHENK, *Kleine Wiener Musikgeschichte*. Wien 1946. S. 12 ff.; DERSELBE, *Musik in Kärnten* (= *Schriften zu den Klagenfurter Hochschulwochen*, Klagenfurt 1941) S. 6; CONSTANTIN SCHNEIDER, *Geschichte der Musik in Salzburg von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart*. Salzburg 1935. S. 9 f.

die zudem meist ausgesprochen römischen Charakter tragen. Es handelt sich fast durchwegs um jene Glöckchen, die einen vierkantig ausgeschlagenen bronzenen Körper besitzen, bei dem die Kanten meist noch in kurze Eckzipfelchen auslaufen. Solche Glöckchen haben sich in Gräbern gefunden, beispielsweise in Scheiben bei Judenburg¹, aber auch in Wien² und Carnuntum³. Ähnliche Formen sind aber auch als Behang von Pferdegeschirren verwendet worden, wie Beispiele aus Carnuntum zeigen⁴ und schliesslich auch im Kult, wie die Glöckchen aus dem Jupiter Dolichenus-Heiligtum von Mauer an der Url erweisen⁵. Ob sie auch als Viehglocken verwendet wurden, ist nicht ganz sicher. Ein Glöckchen, das auf dem Weg zum Nebelhorn im Allgäu gefunden wurde⁶, dürfte auf zumindest kaiserzeitliche Verwendung in der Almregion deuten. Die Panflöte, die in der venetisch-illyrischen Musik eine beträchtliche Rolle gespielt haben muss, blieb römerzeitlich geläufig, auch wenn wir uns hier auf die unsicheren Zeugnisse der frühchristlichen Kirchenkunst stützen müssen, die vielleicht schon auf Typenbildungen zurückgehen und nicht etwa auf örtliche Beobachtungen. Ich denke hier an die Mosaikdarstellung des Guten Hirten in der Basilika von Aquileja⁷, die ja an sich noch alpenländischen Verhältnissen nahestehen könnte. Die Verwendung der Syrinx in der römischen Musik würde ein Beibehalten jedenfalls auch ermöglicht haben.

Einen Ausnahmefall, der aber vielleicht für diese Periode charakteristisch sein mag, will ich hier nur kurz anführen.

¹ Richard MELL, Römerfunde aus Scheiben und Thalheim bei Judenburg (Jahrbuch für Altertumskunde, Bd. IV, Wien 1910, S. 39, Abb. 6). — ² Friedrich v. KENNER, Forschungen in Vindobona (Jb. für Altertumskunde, Bd. III, 1909, S. 54, Abb. 19 o). — ³ W. KUBITSCHEK und S. FRANKFURTER, Führer durch Carnuntum. 6. Aufl. Wien 1923. S. 30, Abb. 47. — ⁴ KUBITSCHEK-FRANKFURTER, ebendort, S. 104. — ⁵ Rudolf NOLL, Der grosse Dolichenusfund von Mauer a. d. Url. Führer durch die Sonderausstellung (= Kunsthistorisches Museum, Antikensammlung, Führer). 3. Aufl. Wien 1941. S. 16 f. Abb. 1 vorn. — ⁶ Paul REINECKE, Eine römische Bronzeglocke vom Wege zum Nebelhorn im Allgäu (Germania, Bd. IX, 1926, S. 135 ff.). — Vermutlich römisch ist auch die im Hallstätter Gräberfeld gefundene Bronzeglocke, SACKEN, Gräberfeld, Tafel XXVI, Nr. 11. — ⁷ Mitteilungen der k. k. Zentral-Kommission für Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale. III. Folge. Bd. VIII, Nr. 10, Wien, Oktober 1909, Sp. 471 f., Abb. 111. Dasselbe bei Sergio BETTINI, Frühchristliche Malerei und frühchristlich-römische Tradition bis ins Hochmittelalter. Wien 1942. Tafel 20.

Zu den Musikinstrumenten im weitern Sinn, nämlich zu den Klang- und Geräuschwerkzeugen zählen auch die Signalinstrumente vom Typus des Gongs, also der metallenen Klangtafel. Die bekannteste Erscheinung auf unserem Gebiet war und ist zum Teil noch die sogenannte „Fressglocke“, eine eiserne Scheibe, mitunter in Herzgestalt, für gewöhnlich aber in Ringform, die in Salzburg und Obersteier die Schnitter auf den Feldern zum Essen ruft. Diese Metallform ist in unseren Gebieten, die sonst eine fast vollkommene Holzkultur vertreten, durchaus ungewöhnlich, und könnte leicht als junger Ersatz der älteren Klangbretter angesehen werden, die es ja in der Tat auch gegeben hat¹. Nun hat aber schon Rudolf Meringer darauf hingewiesen, dass gerade diese Form und zwar die Ringscheibe, ausgesprochen römisch ist². Bronzene Stücke haben sich beispielsweise in Pompeji gefunden³. Die Römer haben diesen Hausgong auch in ihren Donauprovinzen verwendet, wie ein Grabstein in Regensburg bildhaft beweist⁴. So liegt der Schluss sehr nahe, dass wir es hier mit einer kontinuierlichen Bewahrung einer volkstümlichen römischen Musiksitte vermutlich in Verbindung mit dem sozialen Arbeitsbrauchtum der römischen Meierhöfe auf unserem Boden zu tun haben.

Dieser guten Bezeugung einer Einzelheit und ihres kaum zu bestreitenden kontinuierlichen Fortlebens steht der auffallende Mangel an Zeugnissen für alle eigentliche Musikübung, für jeden Volksgesang in dieser Zeit gegenüber. Die allgemeine Situation der eigentlichen Landesbewohner, gewissermaßen hinter dem Vorhang des im Rampenlichte der Geschichte stehenden Römertums, lässt wohl den Schluss zu, dass deren Instrumente ebenso wie die meisten Gegenstände ihrer Sachkultur aus vergänglichen Stoffen bestanden haben dürften, und daher nicht wiedergefunden werden konnten. Auf ihre Eigenart in volksmusikalischer Hinsicht scheint ein einziges literarisches Zeugnis zu verweisen, das man allerdings als unschätzbar ansehen muss. Es ist dies die berühmte Stelle aus den Akten der Nonsberger Märtyrer, jener drei Priester, die

¹ Vgl. Arthur HABERLANDT, wie Anmerkung 1 auf S. 110, S. 622, und Abb. 372. — ² Rudolf MERINGER, Die Glocke des Bauernhauses (Zeitschrift für österreichische Volkskunde, Bd. X, 1904, S. 185 f). — ³ Julius JÜTHNER, Die Schelle von Thiasos (Jahreshefte des Oesterreichischen Archäologischen Instituts, Wien, Bd. VII, 1904, S. 146 ff.) — ⁴ JÜTHNER, ebendort, S. 147, Abb. 65.

im Jahre 397 unter die heidnischen Anaunen des Nonsberg in Südtirol gerieten, die wie alljährlich ihren Flurumzug feierten¹. Zu diesem Fest wurden die Bauern auf ihren Höfen durch Hornblasen zusammengerufen, die Märtyrerakten schreiben „strepitu tubae, qua se ad ritus suos convocabant“. Man wird diese „tuba“ mit gutem Gewissen nicht als das römische Signalinstrument aus Bronze, sondern als ein hölzernes Alphorn ansprechen dürfen. Die Räter, denen ja auch die Nonsberger Anaunen angehörten, waren gerade durch ihre ausgesprochene Holzkultur bekannt, sie verwendeten zum Erstaunen der Römer, welche vorwiegend tönernen Vorratsgefäße kannten, sogar hölzerne Fässer für ihren Räterwein². Da dürfte also wohl auch ihr Horn ein hölzernes gewesen sein. Diese Interpretation der ersten diesbezüglichen Nachricht auf ein Instrument hin, dessen Kontinuität für unsere Fragestellung von ausschlaggebender Wichtigkeit wäre, wird durch weitere Züge des Nonsberger Märtyrerberichtes gestützt. Dort wird nämlich bei der anschliessenden Beschreibung des Opferfestes davon gesprochen, dass bei dem Umzug gesungen wurde: „ululato carmine diabolico“, unter dem Gedudel eines teuflischen Liedes, wie der christliche Berichterstatter schreibt. Dass das Lied als „teuflisch“ bezeichnet wird, soll natürlich nichts anderes heissen, als dass es eben heidnisch war³. Für uns ist hier wichtiger festzustellen, dass er die Vortragsweise des Liedes eigens als „ululare“ bezeichnet, was in seiner Ausdrucksweise herabsetzend gemeint sein mag, aber dennoch kaum anders als „gedudelt“ oder „gejodelt“ übersetzt werden kann. Die Burschen der Anaunen dürften eben bei diesem Flurumzug im Mai nicht anders als heute bei einem Almauftrieb gejodelt haben. Darauf deutet auch eine weitere Stelle der Märtyrerakten noch hin, die direkt von „strepentes et horridos iubilos pastorum“ spricht. Diese „jubili“, die dem Römer so furchtbar klangen, können nichts anderes als Jodler gewesen sein, und dass es gerade die „pastores“, die Hirten waren, welche sie ausstiessen, verdeutlicht den Sachverhalt

¹ Acta Sanctorum XXIX. Mai, p. 38—43; Julius JUNG, Römer und Romanen in den Donauländern. Historisch-ethnographische Studien. 2. Aufl. Innsbruck 1887. S. 162 ff. — ² JUNG, Römer und Romanen, S. 127; Franz TUMLER, Herkunft und Terminologie des Weinbaues im Etsch- und Eisacktale (= Schlern-Schriften Bd. 4) Innsbruck 1924. S. 7. — ³ Vgl. Herbert ACHTERBERG, Interpretatio christiana. (= Form und Geist. Bd. 19) Leipzig 1930.

schliesslich am allerbesten. Zusammenfassend kann man also wohl sagen, dass dieses einzige Zeugnis das Schweigen aller anderen Quellen durchaus aufzuwiegen vermag. Unter der so wohl bekannten Decke der römischen Provinzialkultur gab es eine alpenländische Volkskultur, und zwar noch in der spätkaiserzeitlichen Epoche. Sie umschloss auch eine völlig zu ihr passende Volksmusik mit Alphörnern und Jodlern, wohl auch Jodlerliedern, wie man vielleicht jenes als „teuflisch“ gerügte Kultlied der Anaunen ganz allgemein wird nennen dürfen.

Von dieser Schicht des alpenländischen Volksgesanges eine kontinuierliche Verbindung zu den jüngeren Epochen zu suchen, dürfte nun methodisch ohne weiteres zu verantworten sein. Spaun hat also mit seinem durchaus beiläufigen Hinweis auf die Noriker und Tauriker wohl recht behalten, da er unter ihnen eben die römischerzeitlichen einheimischen Bewohner der Ostalpen verstand. Eine genauere Festlegung der Träger dieser nichtrömischen Volkskultur der Römerzeit ist auch heute nicht möglich. Es lässt sich weder das Nonsberger Zeugnis von der einen Talschaft der Anaunen auf die gesamten Räter ausdehnen, noch lassen sich etwa die nichtkeltisierten Räter deshalb von den stärker keltisch beeinflussten Norikern abheben. Man wird eher annehmen dürfen, dass alle diese Stämme und Gruppen sowohl in Tirol wie in Innerösterreich wie in Ufernorikum an dieser musikalischen Volkskultur ihren Anteil hatten. Die starke Gleichmässigkeit der späteren Überlieferung dürfte eine derartige Verallgemeinerung am ehesten gestatten. Dass als Träger und Weiterschöpfer der ausgeprägten alpinen Formen dieser Instrumentalmusik und dieses Gesanges, vor allem auch des Jodlers, in erster Linie aber die Hirten, und zwar ohne Unterschied der Zugehörigkeit zu den durch Stammesnamen geschiedenen Gruppen anzusprechen sind, scheint aus dem gleichen Grund ebenfalls anzunehmen zu sein.

IV.

Dieser Grundzug in der Kontinuität unserer volksmusikalischen Güter und Verhaltensweisen, das Getragenwerden durch das Berghirtentum, ist besonders festzuhalten. Fährt man nämlich in der rein geschichtlichen Art der Aufschliessung der Zeugnisse zum Volksgesang in unseren Ländern fort, so ergeben sich in den nun folgenden Perioden von der Völkerwanderung bis zur Gegenwart in steigendem Ausmass Belege des

Singens und Musizierens, die hierher gehören, doch fördern sie die Erkenntnis der eigentlichen Grundlagen erst dann, wenn man sie auf die nun gewonnene wesentliche Haltung hin prüft. Aus den Zeugnissen der völkerwanderungszeitlichen Germanen auf unserem Boden wird man kaum die bekannten Tatsachen des Heldenliedes, des Preisliedes, des Harfenspieles herausheben, die für die Herrschaft der Goten und der von ihnen kulturell abhängigen Völker bezeichnend waren¹. Dagegen ist es recht bedeutungsvoll, dass sich auch in den Gräbern der Goten und Langobarden in Oesterreich Glöckchen und Schellen gefunden haben, die wie jene in den vorgeschichtlichen Gräbern halb Kinderspielzeug, halb Amulett gewesen sein mögen, und jedenfalls für die Verwendung derartiger Klanginstrumente sprechen, die auch in der Viehhaltung dauernd ihre Bedeutung behaupteten. Um eine kleine Glocke handelt es sich bei dem Fund in dem sogenannten „gotischen Haus“ auf der Kuppe von Reichenegg bei Aderburg nahe von Cilli, vermutlich aus dem 6. Jahrhundert². Nicht viel später ist die kleine Bronzeglocke zu datieren, die sich in einem Grab in Krainburg gefunden hat, das wahrscheinlich ein langobardisches Kind umschloss³. Dagegen ist die stammliche Zuweisung jener kleinen Schelle aus Zinkbronze noch unbekannt, die in dem Mädchengrab bei Micheldorf an der Krems gefunden wurde⁴. Vermutlich handelt es sich um germanische, etwa markomannische Siedler, die noch in der spätrömischen Zeit den Limes überschritten hatten. Diese Schelle, die etwa gleichzeitige Gegenstücke in Ungarn⁵ besitzt, ist deshalb besonders wichtig, weil mit ihr zum erstenmal die kugelförmige Schelle mit dem Querschlitz auftritt. Es sind nicht die schmalen Längsschlitz der hallstattzeitlichen Schellen mehr, sondern jene Querschlitz, die mit einer halbkreisförmigen Erweiterung an den Enden schliessen, wie

¹ Josef M. MÜLLER-BLATTAU, Die Tonkunst in altgermanischer Zeit (in: Germanische Wiedererstehung, hg. Hermann NOLLAU, Heidelberg 1928. Teil VI). — ² Walter SCHMID, Das ostgotische Haus von Reichenegg (in: Das Joanneum. Beiträge zur Naturkunde, Geschichte, Kunst und Wirtschaft des Ostalpenraumes. Bd. 6, Kunst und Geschichte. Graz 1943. S. 275). — ³ Walter SCHMID, Die Reihengräber von Krainburg (Jahrbuch für Altertumskunde, Bd. I, Wien 1907, 58 ff. Grab 38). — ⁴ KASCHNITZ-ABRAMIC, Micheldorfer Grabfunde (Jahrbuch für Altertumskunde, Bd. III, Wien 1909, S. 216 und Fig. 3 s.) — ⁵ Josef HAMPEL, Altertümer des frühen Mittelalters in Ungarn. Bd. I, S. 339, Abb. 1087.

sie auch die rezenten Schellen, heute meist „Rollen“ genannt, aufweisen¹. Die zeitlich nächsten Stücke im Lande sind die drei Rollen aus einem frühdeutschen, also karolingerzeitlichen Grab aus Holzwiesen bei Gallneukirchen². Auf einem dieser drei Stücke tritt auch bereits eine einfache gravierte Verzierung auf, wie sie später recht geläufig wird³. Ungefähr der gleichen Zeit, nämlich dem 8. bis 9. Jahrhundert, gehört eine eiserne Schelle desselben Typus aus einem awarischen Kindergrab bei Mistelbach im niederösterreichischen Weinviertel an⁴.

Lässt sich mit dieser charakteristischen Schellenform ein Beispiel der ersten Germanenzeit im Lande zu den Formen der Volksinstrumente feststellen, so mag ausserdem zur gleichen Zeit vielleicht auch eine ganze Gattung ihren Einzug gehalten haben. Die heute geläufige Seitenpfeife oder Schwegel, also die klappenlose Sechslöcherflöte, wie sie besonders im Salzkammergut noch üblich ist⁵, scheint ja wie die quergeschlitzte Schelle vor der Germanenzeit nicht bekannt gewesen zu sein. Ihre direkte Einführung in dieser Zeit ist freilich nicht beweisbar, weil auch sie, wie das Alphorn, aus vergänglichem Material bestand und besteht. Für ihre Tradition mag jedoch ihr bodenständiger Name sprechen, der sich völkerwanderungszeitlich eben nur gotisch überliefert findet: „swiglon“ heisst pfeifen, „swiglja“ der Flötenspieler⁶. Ob die gotischen Ausdrücke zusammen mit der Querpfeife in einem grösseren germanischen Bereich verbreitet blieben und als Restausläufer gerade in den Alpenländern so zäh bewahrt wurden, oder ob sie nicht doch eher zu den von den alpennahen Baiern erhaltenen, gar nicht so wenig zahlreichen gotischen Erbstücken gehören⁷, mag schwer zu entscheiden sein. Die Geschichte des

¹ SCHMIDT, Instrumentale Volksmusik in Oesterreich (Oesterreichische Musikzeitschrift, Bd. 1, Wien 1946, S. 199 f.). — ² Karl KRENN, Vor- und frühgeschichtliche Hügelgräber bei Gallneukirchen, O. D. (Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft, Wien, Bd. LXXII, 1942, S. 301 ff., Tafel I, Abb. 15, 16, 17) — ³ KRENN, ebendort, Abb. 17. — ⁴ Herbert MITSCHA-MÄRHEIM, Die frühmittelalterlichen Gräberfunde von Mistelbach, Katzelsdorf, Müchendorf und Schwechat (= Niederdonau. Natur und Kultur, Heft 8). Wien 1941. S. 35 (Grab 45). — ⁵ Vgl. KLIER, wie Anmerkung 2 auf S. 114; SCHMIDT, wie Anmerkung 1 auf dieser Seite, S. 200. — ⁶ Ulfilas-Bibel, Evangelium Matthäus IX, 23 (Hermann JANTZEN, Gotische Sprachdenkmäler mit Grammatik, Übersetzung und Erläuterungen = Sammlung Göschen, Bd. 79. Leipzig 1898. S. 60); Wilhelm STREITBERG, Gotisches Elementarbuch (= Germanische Bibliothek, I. Abt., I. Reihe, 2. Bd.) Heidelberg 1920. S. 301. — ⁷ SCHMELLER, Bayerisches Wörterbuch, Neuausgabe Frommann-Mausser, Bd. II, Sp. 628 f.

Instrumentes wie die des Wortes sind offenbar noch nicht genügend geklärt, um hier schon endgültige Schlüsse ziehen zu können. Mit der Möglichkeit eines ostgermanischen Erbes dürfte hier aber der ganzen Sachlage nach wohl zumindest hypothetisch zu rechnen sein.

Überlässt man sich aber der Führung dieser halb und halb erschlossenen Zeugnisse der instrumentalen Volksmusik der Völkerwanderungsgermanen und ihrer frühdeutschen Nachfolger, der Baiern, so gelangt man wieder in die Region der Hirten: die Schellen wie die Schwegeln sind in unseren Bergen in erster Linie ihr Besitztum gewesen, ihre Musikalität ist durch sie bestimmt worden und hat sich auch wieder durch sie ausgedrückt. Der Schellenklang ist für die verschiedensten Zwecke des Glaubens und Brauches, beim Vieh wie bei den Aufzügen und Tänzern an den Jahreseinschnitten usw. die lebendigste klangliche Unterstützung gewesen, und die Schwegel war das eigentliche Instrument zum Tanz bei den Höhenfesten der Almhirten im Hochsommer. Vielleicht darf man auch in diesem Zusammenhang noch darauf hinweisen, dass die Zwei- und Dreistimmigkeit unseres alpenländischen Liedes instrumental nirgends so deutlich zum Ausdruck kommt als im Zusammenspiel von zwei oder drei Seitenpfeifen.

Diese starke Einbeziehung auch jener instrumentalen und damit klanglichen Bereicherungen, die man, bei aller gebührenden Vorsicht, der germanischen und frühen bairischen Zeit zuschreiben kann, in den musikalischen Kreis des Berghirtentums berechtigt wohl, diese Art der Zuordnung der volksmässigen Musikalität in den Vordergrund der Betrachtung zu rücken. Spaun hat, in begreiflicher Unkenntnis aller dieser Zusammenhänge trotz seiner gefühlsmässigen Betonung der Wichtigkeit der Lebensverhältnisse der Menschen in den Bergen, letztlich völkische Beziehungen für die kühn herausgestellte Kontinuität der österreichischen Volksmusik geltend gemacht¹. Die Begründung dieser Traditionen durch vorgermanische Alpenvölker kann uns ebensowenig dazu verleiten, unsere kontinuierlichen volksmusikalischen Wesenszüge nun selbst für vorgermanisch auszugeben, wie die Tatsache der ständigen Bereicherung in germanischer Zeit, die sich gerade für die

¹ SPAUN, wie Anmerkung 1 auf S. 105, S. 7 f.; Spauns intuitiv gewonnene Erkenntnis ist durch die kommentierende Bemerkung Josef POMMERS (ebendort, S. 3) durchaus nicht entwertet worden.

Frühzeit, die Völkerwanderungszeit hat dartun lassen, uns nun dazu verleitet, dieses Element als hauptsächlich gültig in den Vordergrund zu stellen. Die wesentlichere Zuordnung muss vielmehr dahin gehen, die ursprünglichen wie die assimilierten und schöpferisch gesteigerten Elemente dieser Gesamtheit der völkisch undifferenzierten Berghirtenkultur zuzuschreiben. Deren Lebensformen sind die eigentlichen Grundlagen aller Kontinuität hierzulande. Nicht der allfälligen völkischen Zuordnung, sondern dem Verhältnis zu dem Gesamtlebenskreis dieses almerischen Wesens haben also die hauptsächlichsten Fragen zu gelten, die man künftig an unsere Volksmusik, an unseren Volksgesang richten wird¹. Aus dem Gesamtbereich des Geräusches und Klanges, der in diesem Berghirtenleben herrscht, werden sich die Einzelheiten ableiten lassen, in diesen Gesamtbereich wenden sich auch die Neuerwerbungen und Umschöpfungen zurück, welche als Bereicherungen jeweils hinzutreten mögen.

Die Grundlage dieser Betrachtungsweise wird von dem Fundamentalsatz der modernen Volkskunde gebildet, dass nicht nur die Erscheinung einer kulturellen Einzelheit, auch nicht nur deren Geschichte für deren Beurteilung massgebend sind, sondern dass erst die Erkenntnis der Funktion ihren Ort, ihre Geltung bestimmt². Der Jodler gehört nicht etwa als musikalische Schöpfung in diesen Bereich, sondern aus seiner Entstehung als Verständigungsruf wie als Segen- und Abwehrgang hierher. Durch diese funktionellen Beziehungen zeigen sich auch die Instrumente dieser almerischen Musikübung mit ihm verbunden: das Alphorn ist nicht deshalb geschaffen worden, um ein tiefes Blasinstrument zu besitzen, sondern als Rufhorn, als Heulröhre usw.³ Mit ihm wird der Abendsegens auf den liechtensteinischen und appenzellischen Alpen heute geblasen⁴. Mitunter ersetzt das reine Instrument, das nur mehr diesem Zweck dienen kann, noch der spitzkegelige

¹ Dieser Gedankengang ist der Lebenskreis-Theorie Arthur HABERLANDTS verpflichtet. Vgl. HABERLANDT, Lebenskreise als ein Forschungsziel der Volkskunde. Ein Beitrag zur Methodenlehre (Festschrift für Theodor Siebs. Breslau 1933. S. 377 ff.). — ² SCHMIDT, Die Volkskunde als Geisteswissenschaft (Mitteilungen der Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Prähistorie, Wien, Bd. 73/77, 1947, S. 115 ff.). — ³ DANCKERT, wie Anmerkung 1 auf S. 115, S. 59. — ⁴ HORNPOSTEL, wie Anmerkung 1 auf S. 113; Manfred BUKOFZER, Magie und Technik in der Alpenmusik (Schweizer Annalen, 1936, Heft 3); Hanns IN DER GAND, wie Anmerkung 1 auf S. 114.

Melksechter, aus dem der Sprechgesang des Alpsegens ebenfalls megaphonartig verstärkt weithin vernommen wird¹. So wie hier steht es im gesamten Bereich der sogenannten „Tiermusik“, also des zum Teil hoch entwickelten Herdengeläutes², ähnlich steht es wohl auch bei den Rhythmen der taktmässig klatschenden Peitschen, welche die Hirtenbuben beim Aberschnalzen, aber auch an andern Festen schwingen³. Das Brauchmässige, ja Festmässige ist dabei massgebend, nicht etwa die individuelle Willkür am schönen Klang oder an der rhythmischen Ordnung. Das Verhaftetsein der Funktion, der wesenhaften Geltung im Gesamt des volkstümlichen Lebens ist entscheidend.

Diese tieferen Grundlagen unseres Volksgesanges, unserer Volksmusik, und deren Kontinuität lassen sich in allen Perioden ihrer Geschichte erheben. Selbstverständlich liegen über ihren deutlichsten Zeugnissen immer jene der weniger stark gebundenen Äusserungen der Volksmusikalität. Auch deren Erforschung ist immer wieder notwendig, und ergibt, ausgehend vom Einzelnen, wesentliche Züge der Gesamthaltung. Auch die späten Almlieder, die Liebeslieder mit den barocken oder biedermeierlichen Schäferzügen, in denen sich unser Volk so gern gespiegelt sieht, tragen nicht nur ihre eigenen Wesenszüge, sondern auch die Spuren der Zusammenhänge mit der Gesamtheit⁴. Nur durch diese lassen sich ja solche Lieder überhaupt als zugehörig zu unserer Landschaft und unserem Volksleben erkennen. Ähnlich steht es sogar vielfach beim geistlichen Liedgut, etwa bei den Weihnachtsliedern, die mehr oder minder bewusst in die Richtung dieser inneren Beziehungen gelenkt wurden. Wie bei jenen almerischen Liebesliedern sind es auch hier die Elemente des Hirtenlebens, die zunächst als motivgegeben übernommen wurden, dann aber immer deutlicher die heimischen Formen annehmen mussten⁵.

¹ Hanns IN DER GAND, wie Anmerkung 1 auf S. 114, S. 103. — ² Conrad HÖRMANN, Das Herdengeläute und seine Bestandteile (Hessische Blätter für Volkskunde, Bd. 12/13, Giessen 1913/14, und 14/15, Giessen 1915/16). — ³ Adelgard PERKMANN, Artikel „Peitsche“, Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Bd. V, Sp. 1470 ff. — ⁴ Diese Seite der Liedgeschichte ist noch nicht ins Auge gefasst worden; der Stoff ist in den bekannten Liedsammlungen von SCHLOSSAR, MAUTNER usw. gegeben. — ⁵ Auch diese Tatsachen der Formung des Weihnachtsliedes harren noch der eigentlich volkskundlichen Erschliessung. Reicher Stoff liegt in den bekannten österreichischen Weihnachtsliedersammlungen von Wilhelm PAILLER, Karl M. KLIEB, usw. vor.

Den barocken Krippen mit ihren Hirtengestalten ist es ja nicht anders gegangen. Soviel an italienischen und anderen Typen hier aufgenommen worden waren, die tieferen Beziehungen zur Volksmässigkeit traten erst ein, wenn das heimische Wesen in seiner kontinuierlichen Lebendigkeit zum eigentlichen Hintergrund wurde¹.

Viele Fragen dieses weiten Bereiches sind mit diesen Beobachtungen wohl noch gar nicht angeschnitten. Manche schon deshalb nicht, weil es dazu noch keine Vorarbeiten gibt. Die bisherige Volkskunde hat ja wohl zu sehr die bestehenden Zustände, also im wesentlichen die des späteren 19. Jahrhunderts zur Grundlage wie zum Ausgangspunkt genommen, und die Möglichkeiten der dynamischen Veränderung ebensowenig beachtet, wie die der kontinuierlichen Gleichheit in den Grundprinzipien. Wenn man das fruchtbare Gegenpiel dieser beiden Tendenzen ins Auge fasst, und nicht in falsch verstandener Romantik oder Realistik für das eine oder andere plädiert, dann wird man sowohl der wesenhaften Grundprinzipien wie der stets einwirkenden verändernden Momente gewahr werden, und beiden auch die nötige Gerechtigkeit widerfahren lassen. Volksgesang, Volksmusik als hauptsächliche Glieder jeder Kultur stehen genau so in den Geleisen dieser beiden Grundmomente wie alle anderen. Wenn die volkskundliche Betrachtungsweise auf die Erhebung der wesentlichen Grundelemente besonderes Gewicht legt, dann vor allem deshalb, um nicht, wie es doch leider vielfach der Fall ist, über den dauernden dynamischen Anstössen und Wechselercheinungen die hauptsächlichen Untergründe der Erscheinungen übersehen zu lassen. Die volkskundliche Sicht bedeutet den Einblick in die Grundlagen einer Kultur, also auch in die Grundlagen eines ihrer wesentlichsten Elemente, des Volksgesanges.

¹ Vgl. Josef RINGLER, Deutsche Weihnachtskrippen. Innsbruck 1929. Für das Gebiet des Weihnachtsspieles liegen bereits einige Versuche vor, Schöpfung und Umschöpfung in dieser Hinsicht auf die Hirtengestalten und ihr Wesen und Treiben zu untersuchen. Vgl. SCHMIDT, Zur Entstehung und Kulturgeographie der deutschen Hirtenspiele (Wiener Zeitschrift für Volkskunde. Bd. 38, 1933, S. 103 ff.); dagegen Bruno SCHLER, Die Hirtenspiele des Karpathenraumes (= Volksforschung, Bd. 4) Berlin-Dahlem 1943; dagegen wieder SCHMIDT, Frühe alpenländische Hirtenspiele (Komödie. Zeitschrift für künstlerisches Theater. Bd. 1, Wien 1946, S. 189 ff.).

